Der will nur spielen? Berggorillas sind zwar Pflanzenfresser, beschützen aber energisch ihr Revier im Dickicht

FAMILIEN BESUCH

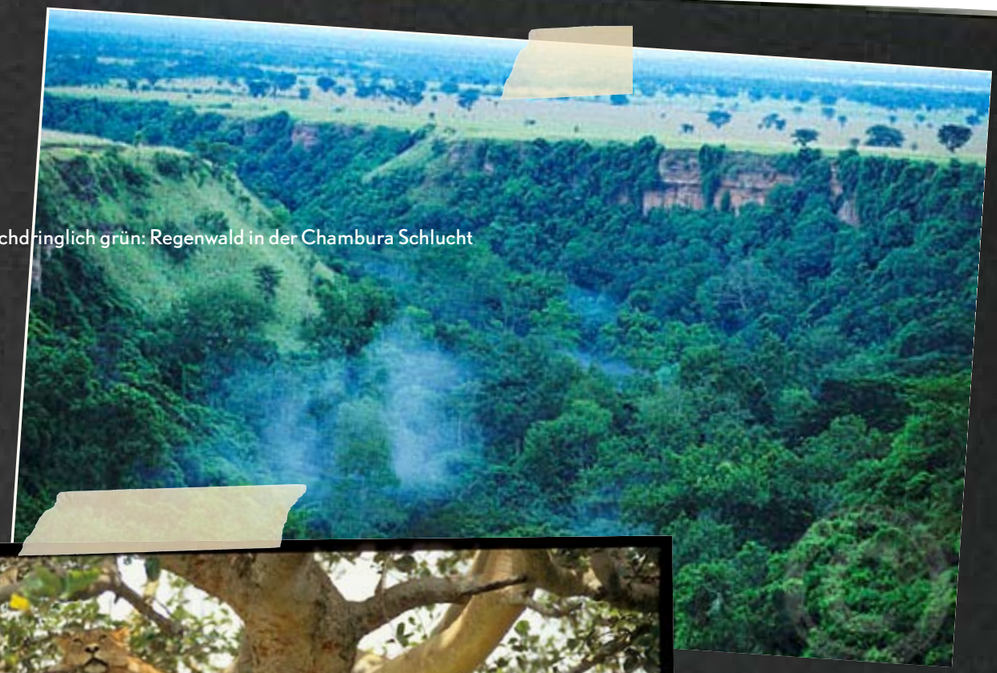
Die Vereinten Nationen haben 2009 zum „Jahr des Gorillas“ erklärt. Zu 97,7 Prozent sollen das Erbgut des Affen und das des Menschn überein stimmen. Um seine Verwandten zu treffen, reiste unser Autor nach Uganda

Über allen Wipfeln ist Ruh? Blass funzelt die Sonne im Frühdunst über dem artenreichen Queen Elizabeth Nationalpark

MORGENS IN DER SAVANNE

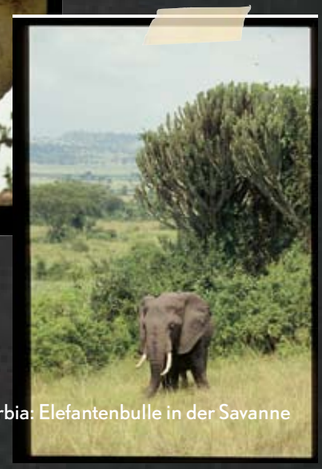
Kinderstube Regenwald: Berggorilla-Baby auf Klettertour

LEBENS-RAUM REGENWALD



Unddurchdringlich grün: Regenwald in der Chambura Schlucht

Satte Siesta im Baum: die tree climbing lions von Ishasha



Wanderer vor Euphorbia: Elefantenbulle in der Savanne

Freundlicher Wächter: Ranger Ramadan begleitet die Gorilla-Suchenden

AMBUSSTANGEN BERSTEN, Farne werden zerfetzt, Insekten sirren davon. Plötzlich bricht eine schwarze Gestalt aus dem Unterholz, richtet sich vor mir auf, brüllt und trommelt sich mit Fäusten auf die Brust. Eine Brustpartie wie beim Karneval, denke ich, aus glänzend schwarzem Kunststoff, denke ich, jeder Muskel übertrieben ausgeformt – und dann denke ich: Weg! Nichts wie weg!

Der Adrenalinschub hat mein Körpergewicht bereits nach hinten gedrückt, da erinnere ich mich an Gadis Anweisungen. „Niemals weglaufen!“, hat der Ranger gesagt. „Wenn ein Gorilla angreift, zeig dich unterwürfig! Sonst glaubt er, du willst mit ihm spielen.“

Spielen? Nein, danke. Nicht mit diesem rasenden, vier Zentner schweren Menschenaffen. Mit Fingern, dick wie Schwarzwürste, die mir mühelos den Arm aus der Schulter reißen könnten. Meine Knie knicken ein, schon liege ich auf dem Bauch, unterwürfig die Nase in den Morast gedrückt. Mein Atem geht schnell. Schweiß rinnt über meine Schläfen in die Augen und lässt die Ameisen unter mir verschwimmen.

Was mache ich hier? Im zentralafrikanischen Hochnebelwald? Im hintersten Winkel Ugandas? Augen – ich will einem Berggorilla in die Augen sehen, aus nächster Nähe, einem Tier, das beinahe alle Erbinformationen mit uns Menschen teilt. Ich will wissen, wie sich dieser Blick anfühlt, was er in mir auslöst. Vorsichtig drehe ich den Kopf: Über mir tobt der Gorilla – ein fast zwei Meter großer Klangkörper. Er streckt sich, als wolle er, dass ich jedes Detail seines muskulösen Körpers bestaune; nur seine Augen zeigt er mir nicht.

Die ersten Tieraugen, die ich in Uganda sah, waren winzig und schauten mich aus einem gewaltigen Schädel an. Ich saß beim Essen auf der Terrasse der Mweya Safari Lodge im Queen Elizabeth Nationalpark – geräucherter Tilapia auf Rettichsauce –, da grunzte ein Flusspferd neben mir. Die Mweya Lodge thront auf dem Gipfel einer Halbinsel, hoch über dem Kazinga-Kanal, der den Lake Edward mit dem Lake George verbindet. Die Nächte hier sind makellos schwarz. Nirgends ein Licht, kaum Sterne. Das Flusspferd muss in der Dunkelheit den Hang heraufgeklettert sein, um auf dem Hotelrasen zu weiden.

Mit seinen Hauern könnte es den Handlauf der Terrasse zerbeißen wie einen Schokoriegel, um anschließend mit seinen drei Tonnen die Abendgäste niederzuwalzen. Die meisten tödlichen Wildtierbegegnungen in Afrika – so heißt es – gehen auf das Konto von Flusspferden. Jetzt hält das Tier inne, neigt leicht den Kopf zur Seite, seufzt und wirft mir einen sanftmütigen Blick zu. Nichts in diesen Augen wirkt mörderisch. Winzige, rostbraune Murmeln, die sagen: Ich tu dir nichts, weil du mir egal bist, völlig egal.

Um seine Gleichgültigkeit zu unterstreichen, macht das Flusspferd vor den Amerikanern, die gerade ihre Mousse au Chocolat genießen, einen Haufen. Sein kleiner Schwanz rotiert wie ein Propeller, verteilt den Dung gleichmäßig auf texanischen Sandalen; dann verschmilzt der Koloss mit der Dunkelheit.

Am folgenden Morgen, bei einer Bootstour auf dem Kazinga-Kanal, wird klar, warum die Flusspferde dieser Wasserstraße bei ihrer Futtersuche weite Nachtwanderungen unternehmen müssen. Die Konkurrenz ist groß, mit rund 5000 Exemplaren herrscht hier wohl die größte Flusspferddichte Afrikas. Wie glänzende Marmorblöcke wölben sich ihre Rücken aus dem ufernahen Wasser, dicht gedrängt, Hunderte davon. Dazwischen Büffelherden und graubraune Wasserböcke mit gewaltigen Hörnern, umflirrt von Kronenkiebitzen, Nilgänsen, Rosapelikanen.

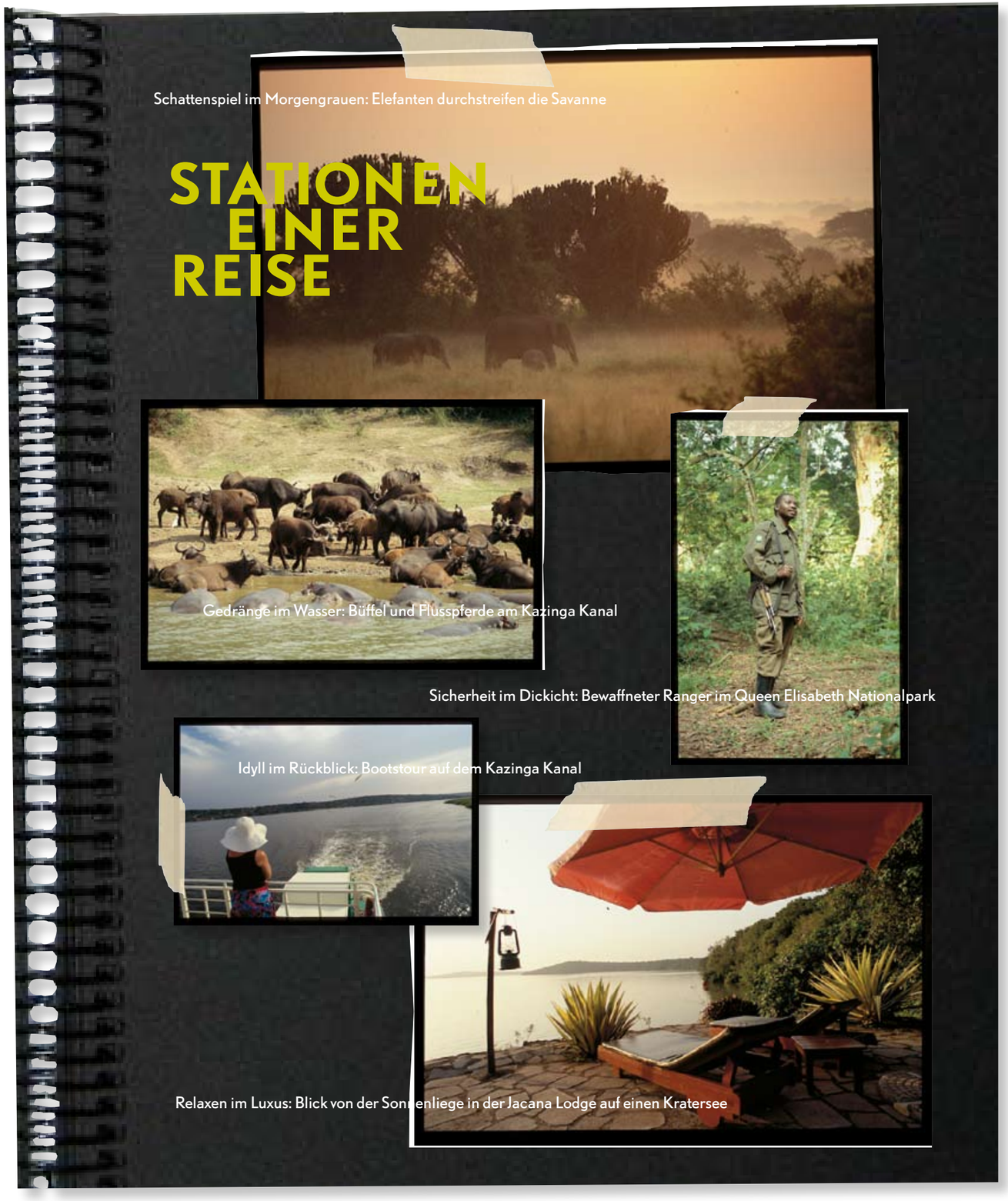
Der Queen Elizabeth Nationalpark zählte einst zu den tierreichsten und beliebtesten Nationalparks des Kontinents. Doch während der Schreckensherrschaft des Diktators Idi Amin und seiner Nachfolger in den 1970er und 1980er Jahren schoss die wildernde Soldateska den Park weitgehend leer. Seit dem Ende der Militärherrschaft 1986 hat die demokratisch gewählte Regierung von Präsident Museveni nicht nur ein für Afrika ungewöhnliches Reformprogramm umgesetzt, um dem neuen, friedlichen Uganda jährliche Wachstumsraten bis zu neun Prozent zu bescheren – unter einem strengen halbstaatlichen Parkmanagement haben sich auch die Tierbestände erholt.

DIE UGANDISCHEN NATIONALPARKS können zwar nicht mit den riesigen Herden Kenias oder Tansanias konkurrieren, dafür kreuzen sich hier die Blicke von Mensch und Tier ungestört. Auf der Fahrt nach Ishasha, im Süden des Parks, begegnen wir – mein Fahrer Moses und ich – den ganzen Tag über keinem Auto. Elefanten queren die Piste und kreisen uns ein, als gehörten wir zur Herde. Die Dickhäuter reißen mit ihren Rüsseln Grünzeug aus dem Busch und beobachten uns beiläufig: uralte Augen, die alles sehen, alles gesehen haben.

Wir fahren ohne Eile durch ein leicht gewelltes Land, getrieben von Augenlust. Nach einem Regenguss taucht die Sonne das mannshohe Gras in ein purpurnes Licht. Euphorbien strecken ihre vielarmigen Silhouetten zum Himmel. Von den Pistenrändern kriecht die Savanne auf den Schotter, als versuche sie eine Wunde zu schließen.

Während wir der einsamen Piste nach Süden folgen, fühlen wir uns in dieser menschenleeren Weite kleiner und kleiner; wir schrumpfen. Und eigenartig: Bisher haben wir die Nähe der Tiere gesucht, jetzt suchen sie unsere: Ein Fischadler folgt uns in geringer Höhe. Rotbraune Kob-Antilopen mit spiralförmigen Hörnern kommen neugierig heran. Ein Warzenschwein mit verwegenen blonden Strähnen an der Rückenmähne hetzt neben uns her, als wolle es mitfahren. Dabei lässt es mich nicht aus den Augen, bittende Augen, wütend vielleicht, auf jeden Fall größer, aber nicht weniger glänzend als jene der Perlhühner, die auf ihren dürren Beinen vor dem Wagen her rennen, um schließlich im Unterholz zu verschwinden.

Bei Ishasha, einem Camp am gleichnamigen Grenzfluss zur Demokratischen Republik Kongo, wollen wir die *tree climbing lions* sehen. Ein Viertel der rund 600 Löwen im Park hat die seltene Angewohnheit, in der ▶



AFFEN WIE WIR

Lohn aller Mühen: Wir sind Zeugen der Geburt eines Berggorilla-Babys

Scheinen nur friedlich: Flusspferde können sehr gefährlich sein

Beschwerlicher Verwandtenbesuch: durch unwegsamen Regenwald

Über umgestürzte Bäume – geht es zu den Berggorillas im Bwindi-Nationalpark

heißen Tageszeit auf weit ausgreifende, schattige Feigenbäume zu klettern. Wir kontrollieren jeden noch so unscheinbaren Vertreter dieser Art – alles, was wir finden, sind Kratzspuren an den Stämmen.

Dafür begegnen wir auffallend kleinen Elefanten, und viele der Büffel hier sind hellstatt wie bisher dunkelbraun. „Kongolesen“, sagt Moses mit tiefer Stimme und zeigt auf die Virunga-Vulkane, die jenseits des Grenzflusses wie von der Erde losgelöst über den Wolken schweben. Wenn es im Ostkongo zu Konflikten kommt, wie in den vergangenen Jahren, als ugandische Ranger immer wieder Schüsse hörten, strömen verängstigte Wildtiere aus dem kongolesischen Virunga Nationalpark über den Ishasha-Fluss ins friedliche und – auch für Reisende – sichere Uganda.

Die im Kongo verbreiteten Waldelefanten sind kleiner und die Waldbüffel heller als ihre Savannen bewohnenden Verwandten. Wenn der Kongo sich beruhigt, kehren die Tiere vielleicht wieder zurück, lebendige Seismographen in einem bebenden Land.

Wir wollen unsere Suche nach den kletternden Löwen gerade aufgeben, da haben wir doch Glück. Gleich zwei Raubkatzen liegen in den Ästen eines Feigenbaums und lassen ihre Pfoten herabhängen. Das Männchen sieht aus drei Metern Höhe zu uns herab. Ein Sonnenstrahl durchdringt den Glaskörper seines linken Auges, und ich kann seine sanft leuchtende, rötliche Iris erkennen. „Sein Blick sagt nichts über sein wahres Wesen“, warnt Moses, als ich meinen Kopf zu weit aus dem Wagenfenster strecke. „Ein unachtsamer Moment – und du bist Fleisch.“

Jenseits der Südgrenze des Queen Elizabeth Nationalparks windet sich die asphaltierte Straße hinauf ins ugandische Hochland. Wir fahren durch Dörfer aus roten Lehmziegeln, durch Vanillefelder und Teepflanzungen. In Buhoma hört die Straße einfach auf, und hinter den letzten Häusern erhebt sich der Regenwald, ein Flickenteppich in allen Grüntönen, aus denen weiße Baumstämme wie Nähte hervortreten. Hier, im Bwindi Impenetrable Forest Nationalpark, lebt etwa die Hälfte der weltweit letzten 700 Berggorillas. Der Rest verteilt sich, von der Bwindi-Gruppe durch einen 45 Kilometer breiten Streifen aus Farmland getrennt, auf die Hänge der zu Uganda, Ruanda und zum Kongo gehörenden Virungaberge.

Am folgenden Morgen marschieren wir durch den Regenwald steil bergauf. Ranger Gadi, in olivgrüner Uniform und Gummistiefeln, spricht über sein Funkgerät leise mit den Fährtenlesern. Sie sind schon vorausgeeilt, um die Spur der Gorillas aufzunehmen. Wir wollen zur Mubare-Gruppe, einer der sechs habituierten, also in einem jahrelangen Geduldsspiel an Menschen gewöhnten Gorilla-Familien von Bwindi. Mehrere tausend Besucher begeben sich jährlich auf die Spur der Berggorillas, Individuen einer der am stärksten gefährdeten Arten der Erde.

EINZIG DER TOURISMUS garantiert derzeit das Überleben der seltenen Vegetarier, die sich überwiegend am Boden aufhalten und nachts in Nestern aus Blättern und Zweigen schlafen. Ein Großteil der 842 000 Reisenden, die im letzten Jahr nach Uganda gekommen sind, haben die Berggorillas besucht. Die Tiere, die noch Ende der 1980er Jahre für den Tourismus keine Rolle gespielt haben, denen Wilderer nachsetzten, und deren Habitat von Rodung bedroht war, sind heute eine wichtige Einnahmequelle für das arme Land, rund 225 Millionen US-Dollar hat der Berggorilla-Tourismus eingespielt. Die Bevölkerung in unmittelbarer Umgebung des Parks, ist an den Einnahmen beteiligt. Seit den ersten Touren 1991 hat sich die Zahl der Tiere um zehn Prozent vermehrt. Mit Kalaschnikows bewaffnet sind die Ranger aber nicht, um uns vor aggressiven Affen zu schützen, der Bürgerkrieg im benachbarten Kongo macht mehr Angst.

Wir waten durch ovale Teiche. Augen des Waldes. Umsäumt von Wimpern aus Bambus. Mit Macheten schlagen die Ranger eine Schneise ins Unterholz. Aus den Kronen der Urwaldriesen regnen Pflanzen und Insekten auf uns herab. Weiter, weiter hinauf; durch mannshohe Farne, Brennnesseln und knöcheltiefen Schlamm, während dornige Zweige haarfeine Hieroglyphen in unsere Gesichter ritzen. War das ernst gemeint? Muss ich mich bei einem Scheinangriff wirklich unterwürfig zeigen? Gadi lacht. Keine Angst, die Mubare-Gruppe werde von Ruhondeza angeführt, einem 35 Jahre alten Silberrücken. Sein Name bedeute „fauler Herr“, weil er sich nur bewege, wenn es unbedingt nötig sei.

Nach vier schweißtreibenden Stunden hält Gadi inne und stößt einen gutturalen Laut aus. Jetzt ist es so weit: Der grüne Vorhang wird zerrissen; die schwarze Gestalt; das Gebrüll; Fäuste, die auf eine Brust trommeln. Ruhondeza! Ausgerechnet heute hat Faulpelz seinen hyperaktiven Tag. Ich drücke unterwürfig die Nase in den Dreck, minutenlang, bis der Silberrücken endlich zufrieden ist und auf allen vieren im Unterholz verschwindet.

Wir folgen ihm vorsichtig, schieben ein paar Farne beiseite – und sind plötzlich von Ruhondezas Familie umgeben. Die Gorillas sehen uns neugierig an. Mit einem Mal ahne ich, warum Ruhondeza sich so erregt hat. Im Dickicht liegt ein Gorilla mit einer Wunde, überall Blut; dann taucht eine winzige Schädeldecke in der „Wunde“ auf – ich begreife: Wir sind Zeugen einer Geburt.

Das Weibchen scheint völlig erschöpft zu sein. Jetzt tritt ein anderes von hinten an es heran, greift mit den Händen nach dem kleinen Kopf, dreht ihn leicht – und zieht das Baby aus dem Leib der Mutter. Ins Leben. In diese dampfende, grüne Welt. Routiniert wie eine Hebamme.

Tränen laufen über meine Wangen. Vor Rührung. Und Glück. Ich kann meinen Blick nicht lösen von der Mutter, die die Nabelschnur durchtrennt und ihr Baby zärtlich an sich drückt, es sauber leckt. Sein Gesicht ist von einem schrumpeligen Hellbraun, seine Augen sind geschlossen, seine Hände – winzige, helle Menschenbabyhände mit feingliedrigen Fingern, die tapsig um sich greifen.

Ich bin so gebannt, dass ich Ruhondeza, den Silberrücken, erst gar nicht bemerke. Er sitzt mit der Gelassenheit einer Buddhastatue im Wald, den dicken Bauch auf die Schenkel gelegt – und sieht mich an. Im Glanz unter seinen vorgewölbten Brauen gehen alle Blicke meiner Reise auf. Ruhondezas Augen nehmen mich mit in eine nicht mehr greifbare Vergangenheit. Es sind tiefe, braune Augen. Sie sind mir vertraut wie die, die mir aus dem Spiegel entgegen blicken. Für einen kurzen Moment erkenne ich mich darin. Dann sehe ich zu Boden, es ist unmöglich, diesem Blick standzuhalten.